

## **Über das Buch**

Die Stadt ist riesig. Eine gigantische Big City, von pulsierendem Leben erfüllt. Ein Hexenkessel. Und mittendrin das 87. Polizeirevier.

Es ist eine lange, dunkle Nacht in der gigantischen Big City für Carella und seine Kollegen vom 87. Polizeirevier: Der rätselhafte Mord an einer scheinbar verarmten, ehemaligen Konzertpianistin und die Gewaltverbrechen an einer Prostituierten und ihrem Zuhälter halten sie auf Trab.

Geschildert wird der Alltag des Reviers und der Alltag der kleinen und großen Ganoven, der Gelegenheitsverbrecher, Dealer, Prostituierten und Mörder, deren Lebenswege sich kreuzen und in kleinen und großen Dramen enden.

»Spannend, figurenreich, kühl-ironisch in der Vivisektion von Rassismus, Geldgier, Heuchelei.« *Tobias Gohlis*

## **Über den Autor**

Ed McBain wurde 1926 als Salvatore Albert Lombino in New York geboren. Um seine ersten Storys besser vermarkten zu können, nahm er 1952 offiziell den Namen Evan Hunter an. Mit seinem Debütroman »Die Saat der Gewalt« und der Verfilmung wurde er international bekannt. Alfred Hitchcock engagierte ihn als Drehbuchautor für »Die Vögel«. Als Ed McBain veröffentlichte er ab 1956 insgesamt 55 Romane mit dem fiktiven 87. Polizeirevier. Viele von ihnen wurden verfilmt, u. a. von Claude Chabrol und Akira Kurosawa. Evan Hunter/Ed McBain starb am 6. Juli 2005. Aus Anlass seines 10. Todestages haben die Autoren Frank Göhre und Alf Mayer den umfangreichen erzählenden Essay »Cops in the City. Ed McBain und das 87. Polizeirevier« geschrieben. Bei CulturBooks erscheinen einige seiner Kriminalromane als Neuausgabe.

**Ed McBain**

**Lange, dunkle Nacht**

Ein Kriminalroman aus dem 87. Polizeirevier

Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton

CulturBooks Verlag

[www.culturbooks.de](http://www.culturbooks.de)

**Impressum**

Digitale Neuausgabe: © CulturBooks Verlag 2015

Gärtnerstr. 122, 20253 Hamburg

Tel. +4940 31108081, info@culturbooks.de

[www.culturbooks.de](http://www.culturbooks.de)

Alle Rechte vorbehalten

Deutsche Erstausgabe: 2000, Europa Verlag

Originalausgabe: Nocturne, 1997 © Ed McBain

eBook-Cover: Magdalena Gadaj

eBook-Herstellung: CulturBooks

Erscheinungsdatum: 10.08.2015

ISBN: 978-3-944818-99-3

*Für Rachel und Avrum Ben-Avi*

## 1. Kapitel

Das Telefon klingelte bereits, als Carella die Dienststelle betrat. Die Wanduhr zeigte 23.45 Uhr.

»Ich bin schon weg«, sagte Parker und kämpfte sich in seinen Mantel.

Carella hob ab. »87. Revier«, sagte er. »Detective Carella.«

Und hörte zu.

Hawes kam in den Dienstraum und blies sich in die Hände.

»Wir sind unterwegs«, sagte Carella und legte auf.

Hawes zog gerade den Mantel aus. »Lass ihn an«, sagte Carella.

Die Frau lag hinter der Wohnungstür. Sie trug noch einen Nerzmantel, der schon längst aus der Mode gekommen war und sich ins Gelbliche verfärbte. Ihr Haar hatte einen Schnitt, den man früher wohl wellenförmig genannt hätte. Silberblaues Haar. Gelbbrauner Nerz. Draußen auf der Straße waren es minus zehn Grad, doch unter dem Mantel trug sie lediglich ein geblühtes Hauskleid aus Baumwolle. Pantoffeln mit hohen, geschwungenen Absätzen an den Füßen. Zerknitterte Strümpfe. Ein Hörgerät im rechten Ohr. Sie musste um die fünfundachtzig gewesen sein. Jemand hatte ihr zweimal in die Brust geschossen. Jemand hatte auch ihre Katze erschossen, eine Tigerkatze mit einem Einschussloch in der Brust und Blut im verfilzten Fell.

Die Cops von der Mordkommission waren vor ihnen eingetroffen. Als Carella und Hawes hereinkamen, diskutierten sie noch, wie es wohl passiert war.

»Die Schlüssel liegen da auf dem Boden, er muss sie in dem Augenblick umgenietet haben, als sie die Wohnung betrat«, sagte Monoghan.

»Schließt die Tür auf – bumm«, sagte Monroe.

Es war kühl in der Wohnung, beide Männer trugen noch ihre Straßenkleidung, schwarze Übermäntel, schwarze Fedoras, schwarze Handschuhe. In dieser Stadt war das Erscheinen der Detectives der Mordkommission am Tatort Vorschrift, auch wenn die eigentliche Ermittlung den Beamten des jeweiligen Reviers zufiel. Monoghan und Monroe sahen sich gern als professionelle Aufseher und Berater, sozusagen als kreative Mentoren. Sie waren der Ansicht, Schwarz sei die passende Farbe für professionelle Berater der Mordkommission. Wie zwei riesige stämmige Pinguine, die Schultern hochgezogen, die Köpfe gesenkt, standen sie da und sahen zu der alten Frau auf dem abgetretenen Teppich hinab. Als Carella und Hawes in die Wohnung kamen, mussten sie um sie herumgehen, um nicht auf die Leiche zu treten.

»Sieh mal, wer da ist«, sagte Monoghan, ohne zu ihnen aufzublicken.

Carella und Hawes froren erbärmlich. In einer Nacht wie dieser piffen sie auf jede Beratung oder Beaufsichtigung, ob nun kreativ oder nicht. Sie wollten nur mit ihrer Arbeit anfangen. Der Bereich unmittelbar hinter der Tür stank nach Whisky. Das war das Erste, was den beiden Cops auffiel. Das Zweite war die zerbrochene Flasche in der braunen Papiertüte, die knapp

außerhalb der Reichweite der knochigen, arthritischen Hand der alten Frau lag. Die gekrümmten Finger kamen ihnen außergewöhnlich lang vor.

»Habt ihr Party gemacht?«, fragte Monoghan.

»Wir sind schon seit zwanzig Minuten hier«, sagte Monroe garstig.

»'ne große Party?«, fragte Monoghan.

»Der Verkehr«, erklärte Hawes und zuckte mit den Achseln.

Er war ein großer, breitschultriger Mann und trug einen Tweedmantel, den ein Onkel ihm zu Weihnachten aus London geschickt hatte. Jetzt war der 20. Januar, Weihnachten war lange vorbei, der 21. war nur noch einen Herzschlag entfernt – aber im 87. Polizeirevier war Zeit nicht von Bedeutung. Rote Flecke im Stoff des Mantels wirkten wie Funken, die von seinem Haar auf das Material gefallen waren. Auch sein Gesicht war rot, von der Kälte draußen. Eine weiße Haarsträhne über seiner linken Schläfe sah aus wie funkelndes Eis. Diese Farbe hatte seine Furcht gehabt, als vor vielen Jahren ein Einbrecher mit einem Messer auf ihn losgegangen war. Der Arzt in der Notaufnahme hatte ihm das Haar abrasiert, um an die Verletzung heranzukommen und es war weiß nachgewachsen. Die Frauen meinten, das sei sexy. Er erwiderte stets, die Strähne sei schwer zu kämmen.

»Wir nehmen an, sie hat einen Einbrecher überrascht«, sagte Monroe.

»Das Schlafzimmerfenster steht noch offen.« Er nickte mit dem Kopf hinüber. »Wir wollten nichts anfassen, bis die Jungs von der Spurensicherung hier sind.«

»Die müssen auch 'ne Party machen«, sagte Monoghan.

»'ne Feuerleiter direkt vor dem Fenster«, sagte Monroe und nickte erneut zum Schlafzimmer. »So ist er reingekommen.«

»Alle machen Party, nur wir nicht«, sagte Monoghan.

»Die alte Lady hier wollte auch feiern, das steht fest«, sagte Monroe.

»Dreiviertelliterflasche mit billigem Fusel in der Tüte«, sagte Monoghan.

»Die muss sie sich geholt haben, als die Schnapsläden noch offen hatten.«

»Es ist Samstag, die haben die halbe Nacht geöffnet«, sagte Monroe.

»Wollte kein Risiko eingehen.«

»Tja, diesbezüglich muss sie sich keine Sorgen mehr machen.«

»Wer ist sie überhaupt, wisst ihr das schon?«, fragte Carella.

Er hatte den Mantel aufgeknöpft, stand nun mit den Händen in den Hosentaschen da und sah zu der Toten hinab. Nur seine Augen verrieten, dass er einen gewissen Schmerz empfand. Er dachte, er hätte fragen sollen: Wer war sie? Weil irgendjemand sie zu nichts weiter als einer Leiche in einer Pfütze billigen Whiskys reduziert hatte.

»Wollte sie nicht anrühren, bis der Leichenbeschauer hier ist«, sagte Monroe.

Bitte, dachte Carella, keine Par...

»Er ist wahrscheinlich auch auf 'ner Party«, sagte Monoghan.

Mitternacht war ohne jede Fanfare gekommen und wieder gegangen.

Aber der Morgen würde ihnen noch sehr lange wie die Nacht vorkommen.

Es überraschte eigentlich niemanden übermäßig, als der Polizeiarzt Schussverletzungen als offensichtliche Todesursache angab. Und zwar, noch bevor jemand von der Spurensicherung zwei verformte Kugeln in der Tür hinter der alten Frau entdeckte und eine weitere in der Fußleiste hinter der Katze. Es schien sich um Kugeln vom Kaliber .38 zu handeln, doch nicht einmal die kreativen Mentoren waren zu einer Spekulation bereit. Der Techniker tütete sie ein und kennzeichnete sie für den Transport ins Labor.

Weder auf dem Fensterbrett noch auf dem Rahmen oder der Feuerterrasse draußen fanden sie Fingerabdrücke. Zur allgemeinen Erleichterung kam der Techniker von der Spurensicherung, der draußen gewesen war, wieder herein und machte das Fenster hinter sich zu.

Sie zogen die Mäntel aus.

Der Hausmeister des Gebäudes teilte ihnen mit, die Tote sei Mrs. Helder. Er glaube, sie käme aus Russland oder so. Oder aus Deutschland, er sei sich da nicht sicher. Sie habe seit fast drei Jahren hier gewohnt. Sehr ruhige Mieterin, habe nie Ärger gemacht. Aber er glaube, sie zwitschere wohl ganz gern einen.

Bei der Wohnung handelte es sich um ein sogenanntes Einzimmerapartment. In dieser Stadt waren einige solcher Apartments in Wirklichkeit L-förmige Studios, aber das hier war tatsächlich eine Wohnung mit einem separaten Schlafzimmer, wenn auch einem winzigen. Es lag zur Straße, was insofern ungünstig war, da der Lärm der Autohupen niemals aufhörte und einfach unerträglich war, selbst zu dieser Nachtstunde. Das Haus, in dem Mrs. Helder wohnte, lag an der Lincoln Street, in der Nähe des River Harb und des Fischmarkts, der von Osten nach Westen über vier Häuserblocks an den Docks verlief. Kein besonders attraktiver Teil der Stadt.

Das Team hatte um Viertel vor zwölf den Dienst angetreten und würde wiederum um Viertel vor acht morgens abgelöst werden. Einige amerikanische Städte hatten die sogenannte Friedhofsschicht abgeschafft, weil bei vielen polizeilichen Ermittlungen keine unmittelbare Reaktion erforderlich war. Das galt nicht bei Mordfällen, bei denen jede Verzögerung dem Täter einen nur schwer aufholbaren Vorsprung verlieh. In jenen Städten unterhielt das Polizeipräsidium – oder Central oder Metro Station, welcher Begriff auch immer sich dort durchgesetzt hatte – einen Bereitschaftsdienst und konnte die ihm zugeteilten Detectives innerhalb von einer Minute aus dem Bett klingeln. Nicht so in dieser Stadt. In dieser Stadt fuhr man Schichtdienst und wer an der Reihe war, schob einen Monat lang Morgenschicht, wie sie offiziell hieß. Die Friedhofsschicht, wie sie allgemein und keineswegs liebevoll genannt wurde, brachte die innere Uhr völlig aus dem Rhythmus und versaute einem auch noch das Geschlechtsleben. Jetzt war es fünf Minuten nach Mitternacht. In genau sieben Stunden und vierzig Minuten würde die Tagschicht sie ablösen und die Detectives konnten nach Hause

fahren und schlafen. Derweil befanden sie sich in einem winzigen Einzimmerapartment, das nach Fusel und etwas anderem stank, von dem ihnen ganz allmählich aufging, dass es Katzenpisse war. Der Küchenboden war mit Fischknochen und den Überresten zahlreicher Fischköpfe bedeckt.

»Warum er wohl die Katze erschossen hat?«, fragte Monroe.

»Vielleicht hat die Katze gebellt«, vermutete Monoghan.

»Es gibt Bücher, in denen Katzen Mordfälle lösen«, sagte Monroe.

»Es gibt auch Bücher, in denen irgendwelche Amateure Mordfälle lösen«, sagte Monoghan.

Monroe sah auf seine Uhr.

»Habt ihr die Sache hier unter Kontrolle?«, fragte er.

»Klar«, sagte Carella.

»Wenn ihr einen Tipp oder Hilfe braucht, ruft uns einfach an.«

»Und haltet uns auf dem Laufenden.«

»Mit drei Durchschlägen«, sagte Monoghan.

Im Schlafzimmer stand ein Doppelbett, bedeckt mit einer Tagesdecke, die ausländischer Herkunft zu sein schien und einer Kommode, die eindeutig aus Europa stammte, mit verzierten Schubladengriffen und Intarsien an den Seiten und auf der Oberfläche. In den Schubladen stapelten sich Unterwäsche, Söckchen, Strumpfhosen, Pullover und Blusen. In der obersten fanden sie eine Keksdose aus Blech mit Modeschmuck darin.

Im Schlafzimmer stand nur ein Schrank, der mit Kleidern vollgestopft war, die vor gut fünfzig Jahren überaus chic gewesen sein mussten, jetzt aber schrecklich unmodern und, in den meisten Fällen, zerlumpt und ausgefranst wirkten. Aus dem Schrank kam ein leicht muffiger Geruch. Muffigkeit und Alter. Das hohe Alter der Kleidung, das hohe Alter der Frau, die sie einst getragen hatte. Diese Wohnung strahlte eine unbeschreibliche Traurigkeit aus.

Schweigend machten sie sich an die Arbeit.

Im Wohnzimmer stand eine Stehlampe mit Quasten am Schirm.

An den Wänden hingen gerahmte Schwarzweißfotos von fremden Menschen an noch fremderen Orten.

Es gab ein Sofa mit reich verzierten, geschnitzten Beinen, durchgesessenen Polstern und verblichenen Spitzenschonbezügen.

Es gab einen Plattenspieler, auf dessen Teller eine Schellackplatte lag, eine Achtundsiebziger. Carella beugte sich hinab und sah das alte rote Label der Plattenfirma RCA Victor mit dem Bild des Hundes, der in den Schalltrichter eines altmodischen Plattenspielers schaut. Er betrachtete das Label.





Neben dem Plattenspieler stapelten sich auf einem Tisch Achtundsiebziger- und Dreiunddreißiger-Platten.

An einer Wand stand ein Klavier. Die Tasten waren mit Staub bedeckt. Ganz offensichtlich hatte lange niemand mehr darauf gespielt. Als sie den Deckel des Klavierbänkchens aufmachten, fanden sie das Album.

Mit Sammelalben sind immer Fragen verbunden.

Wurde das Buch von der Person angelegt und fortgeführt, mit der es sich beschäftigte? Oder hatte jemand anders es zusammengetragen?

Es gab keinen Hinweis darauf, wer mühevoll und pingelig die zahlreichen Zeitungsausschnitte und anderen Erinnerungsstücke in dem Buch zusammengetragen hatte.

Das erste Souvenir in dem Album war ein Programm der Albert Hall in London, in der eine dreiundzwanzigjährige russische Pianistin namens Svetlana Dyalovich ein triumphales Debüt gefeiert hatte. Unter Leonard Horne als Dirigent der Londoner Philharmoniker hatte sie Tschaikowskys Klavierkonzert Nr. 1 in b-moll gespielt.

Die hier gesammelten Kritiken aus der Londoner *Times*, dem *Spectator* und dem *Guardian* waren überschwänglich. Man nannte sie eine »große Musikerin« und »Virtuosin«, lobte ihr »elektrisierendes Temperament«, ihre »Fähigkeit zu animalischer Begeisterung« und »ihre natürliche Begabung für einen großartigen Höhepunkt des Wohlklangs und grandioser Schnelligkeit«.

Der Kritiker der *Times* fasste es folgendermaßen zusammen: »Unter Miss Dyalovichs Händen war das Piano wie ein zweites Orchester, fast so strahlend und eloquent wie das erste und ihr Spiel war so gekonnt und superb, so breit gefächert in seiner Farbe und Ausdruckskraft, dass sie sogar den Komponisten überrascht hätte. Hier muss der erstaunlichste Empfang dokumentiert werden, den man seit vielen Spielzeiten einer Pianistin in London bereitet hat, der Auftritt eines neuen Talents, der nicht ignoriert oder heruntergespielt werden kann.«

Sechs Monate später war ein ähnlich triumphales Konzert in der Carnegie Hall in New York gefolgt und dann drei weitere Konzerte in Europa, eins in der Scala in Mailand, eins mit dem Orchestre Symphonique de Paris und das dritte mit dem Concertgebouw Orchestra in Holland. In rascher Folge hatte sie zehn Solistenkonzerte in Schweden, Norwegen und Dänemark und dann

fünf weitere in der Schweiz. Sie hatte das Jahr mit Konzerten in Wien, Budapest, Prag, Lüttich, Antwerpen, Brüssel und dann noch einmal in Paris beendet. Es verwunderte kaum, dass das damals vierundzwanzigjährige musikalische Genie im März des nachfolgenden Jahres mit einem Porträt im *Time Magazine* geehrt wurde. Das Titelbild zeigte eine hochgewachsene blonde Frau in einem schwarzen Abendkleid, die hinter einem Klavier saß. Ihre langen, schlanken Finger ruhten auf den Tasten und auf ihrem Gesicht lag ein zuversichtliches Lächeln.

Sie blätterten weiter.

Die Reaktionen auf ihre Begabung sahen überall auf der Welt gleich aus. Worte wie »atemberaubendes Talent«, »himmelsstürmende Oktaven«, »bezwingende Technik« und »löwenhafter Einsatz und Kraft« fanden sich in allen Kritiken, die im Lauf der Jahre über sie verfasst wurden. Man konnte den Eindruck gewinnen, das Vokabular der Kritiker habe nicht ausgereicht, um die künstlerischen Fähigkeiten dieser phänomenalen Frau zu beschreiben. Mit vierunddreißig Jahren heiratete sie einen österreichischen Impresario namens Franz Helder ...

»Da ist es«, sagte Hawes. »Mrs. Helder.«

»Ja.«

... und brachte im Jahr darauf ihr einziges Kind auf die Welt, das sie Maria nannten, nach der Mutter ihres Mannes. Mit dreiundvierzig Jahren – Maria war damals acht –, genau zwanzig Jahre, nachdem ein junges Mädchen aus Russland die Stadt im Sturm erobert hatte, kehrte Svetlana nach London zurück, um ein Gedenkkonzert in der Albert Hall zu geben. Der Kritiker der Londoner *Times* legte einen bemerkenswerten Mangel an britischer Zurückhaltung an den Tag, als er die Darbietung als »überaus glücklichen Anlass« bezeichnete und Svetlana dann »einen wilden Wirbelsturm, der in der Steppe entfesselt wurde«, nannte.

Dann folgte eine zehnjährige Pause. »Ich reise nicht gern«, erklärte sie Journalisten. »Ich habe Angst vor dem Fliegen und in Zügen kann ich nicht schlafen. Und außerdem wächst meine Tochter zu einer jungen Frau heran und braucht jetzt mehr Aufmerksamkeit.« Während dieser Zeit widmete sie sich ausschließlich Plattenaufnahmen für RCA Victor, wo sie zuerst ihr Debütkonzert in Wachs pressen ließ, Tschaikowskys Klavierkonzert Nr. 1 in b-moll und dann Brahms' Klavierkonzert Nr. 1 in d-moll, eins ihrer Lieblingsstücke. Anschließend interpretierte sie Werke von Mozart, Prokofjew, Schumann, Rachmaninow, Beethoven und Liszt und respektierte dabei stets strikt die Intention des jeweiligen Komponisten, eine künstlerische Sensibilität, die einen bewundernden Kritiker zu der Bemerkung hinriss: »Diese Aufnahmen enthüllen, dass Svetlana Dyalovich vor allem eine vollendete Musikerin ist, die bis in das letzte Detail die Vorgaben des Komponisten befolgt.«

Kurz nach dem Tod ihres Mannes kehrte Svetlana mit einem triumphalen Erfolg auf die Konzertbühne zurück, verzichtete aber auf die Carnegie Hall

zugunsten des Ortes, an dem sie ihren ersten Erfolg gefeiert hatte, der Albert Hall in London. Die Eintrittskarten für diese eine Comeback-Vorstellung waren in anderthalb Stunden ausverkauft gewesen. Ihre Tochter war damals achtzehn, Svetlana war dreiundfünfzig. Vor den donnernden Standing Ovationen spielte sie die Toccata in C-Dur von Bach und Busoni, Schumanns Fantasie in C, Scriabins Sonate Nr. 9 und eine Mazurka, Etüde und Ballade von Chopin. Der Abend war ein absoluter Triumph.

Aber dann ...

Stille.

Nach diesem Konzert vor dreißig Jahren fand sich nichts mehr in dem Album. Als sei diese schillernde, berühmte Künstlerin einfach vom Antlitz der Erde verschwunden.

Bis jetzt.

Eine Frau, die der Hausmeister als Mrs. Helder kannte und die um halb eins am Morgen in der kältesten Nacht dieses Jahres tot auf dem Boden einer kühlen Wohnung lag.

Sie klappten das Album zu.

Das Szenario von Monaghan und Monroe hörte sich nicht unwahrscheinlich an. Die Frau geht aus dem Haus, um sich eine Flasche Whisky zu kaufen. Der Einbrecher kommt durch das Fenster, glaubt, das Apartment sei leer. Die meisten Wohnungseinbrüche finden tagsüber statt, wenn man davon ausgehen kann, dass niemand zu Hause ist. Aber einige »Krippenräuber«, wie man sie nennt, meistens verzweifelte Junkies oder Anfänger, steigen immer dann ein, wenn es sie überkommt, einerlei, ob tagsüber oder nachts, wenn sie nur glauben, etwas holen zu können. Okay, der Typ sieht also kein Licht in der Wohnung, bricht das Fenster auf – obwohl die Labortechniker keine Spuren von einem Brecheisen gefunden hatten –, geht rein und macht sich mit der Bude vertraut, während seine Augen sich langsam an das Dunkel gewöhnen. Dann hört er, wie ein Schlüssel ins Schlüsselloch gesteckt wird, die Tür geht auf und das Licht an und da steht diese erschrockene alte Schachtel mit einer braunen Papiertüte in der einen Hand und einer Handtasche in der anderen. Er gerät in Panik. Erschießt sie, bevor sie schreien kann. Erschießt sicherheitshalber auch noch die Katze. Ein Mann in einer Wohnung auf dieser Etage hört die Schüsse, schreit Zeter und Mordio. Der Hausmeister läuft hoch, ruft die Polizei an. Mittlerweile ist der Einbrecher wieder durchs Fenster raus und schon längst über alle Berge.

»Wollen Sie die Handtasche haben?«, fragte einer der Jungs von der Spurensicherung.

Carella drehte sich von dem kleinen Schreibtisch im Wohnzimmer um, den er gemeinsam mit Hawes durchsuchte.

»Wir sind damit fertig«, sagte der Techniker.

»Fingerabdrücke?«

»Ganz kleine. Müssen vom Opfer sein.«

»Was war drin?«

»Nichts, Sie ist leer.«

»Leer?«

»Der Täter muss den Inhalt auf den Boden gekippt und dann mitgenommen haben.«

Carella dachte kurz darüber nach.

»Er hat sie zuerst erschossen, meinen Sie? Und dann die Tasche aus gekippt und den Inhalt aufgesammelt?«

»Nun ... ja«, sagte der Mann von der Spurensicherung.

Das klang sogar in seinen eigenen Ohren lächerlich.

»Warum hat er sich nicht einfach die Tasche geschnappt und ist damit abgehauen?«

»Sie wissen doch, dass die manchmal komische Sachen machen.«

»Ja«, sagte Carella.

Er fragte sich, ob Geld in der Tasche gewesen war, als die Lady loszog, um ihren Fusel zu kaufen.

»Zeigen Sie mal her«, sagte er.

Der Techniker gab ihm die Tasche. Carella schaute hinein und drehte sie um. Nichts fiel heraus. Er sah noch mal hinein. Nichts.

»Steve?«

Cotton Hawes rief ihn vom Schreibtisch aus.

»Eine Briefftasche«, sagte er und hielt sie hoch.

In der Briefftasche war eine Visa-Karte mit einem Foto von der Frau namens Svetlana Helder in der linken Ecke.

Darin befanden sich auch einhundert Dollar in Zehnern, Fünfern und Ein-Dollar-Scheinen.

Carella fragte sich, ob sie im Schnapsladen um die Ecke anschreiben lassen konnte.

Als sie in den Hausflur traten, sagte eine Frau, die vor der Wohnungstür genau nebenan stand: »Entschuldigung?«

Hawes musterte sie.

Siebenundzwanzig, achtundzwanzig Jahre, schätzte er, schlank und dunkelhaarig, mit leicht exotischen Gesichtszügen, die auf den Nahen Osten oder zumindest den Mittelmeerraum schließen ließen. Sehr dunkle, braune Augen. Kein Make-up, kein Nagellack. Sie hatte einen Wollschal um den Hals geschlungen. Darunter ein Bademantel. Rotkarierte Pantoffeln mit Lammfellfutter an den Füßen. Hier im Hausflur war es etwas wärmer als draußen auf der Straße. Aber nur etwas. In den meisten Gebäuden in dieser Stadt wurde die Heizung um Mitternacht abgestellt. Jetzt war es Viertel vor eins.

»Sind Sie die Detectives?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Carella.

»Ich bin ihre Nachbarin«, sagte die Frau.

Sie warteten.

»Karen Todd«, sagte sie.

»Detective Carella. Mein Partner, Detective Hawes. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Sie reichten ihr nicht die Hand. Nicht, weil sie Chauvinisten waren, sondern weil Cops normalen Bürgern nur selten die Hand schütteln. Genau, wie Cops keine Regenschirme bei sich haben. Wenn man einen Typ sieht, der in strömendem Regen an der Straßenecke steht und die Hände in den Hosentaschen stecken hat, ist er mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit ein Undercover-Cop.

»Ich war ausgegangen«, sagte Karen. »Der Hausmeister hat mir gesagt, dass jemand sie ermordet hat.«

»Ja, das stimmt«, sagte Carella und beobachtete ihre Augen. Nichts flackerte darin. Sie nickte fast unmerklich.

»Warum sollte ihr jemand etwas antun?«, fragte sie. »So eine sanfte Seele.«

»Wie gut kannten Sie sie?«, fragte Hawes.

»Wir haben uns nur ein paar Mal unterhalten. Sie war eine berühmte Pianistin, wussten Sie das? Svetlana Dyalovich. Unter diesem Namen ist sie aufgetreten.«

Pianistin, dachte Hawes. Eine ausgezeichnete Künstlerin, die es auf das Titelbild des *Time Magazine* geschafft hatte. Eine Konzertpianistin.

»Ihre Hände waren ganz knotig«, sagte Karen und schüttelte den Kopf.

Die Detectives sahen sie an.

»Die Arthritis. Sie hat mir gesagt, sie hätte ständig Schmerzen. Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass man Flaschen mit Schmerztabletten nie problemlos aufkriegt? Das liegt daran, dass in Amerika nur Verrückte leben, die andere Leute quälen wollen. Aber wer sollte *ihr* schon etwas tun wollen?«, fragte sie erneut und schüttelte den Kopf. »Sie hatte sowieso schon solche Schmerzen. Die Arthritis. Osteoarthritis, um genau zu sein, das hat ihr Arzt dazu gesagt. Ich habe sie einmal begleitet. Zu ihrem Arzt. Er hat mir gesagt, er würde sie auf Voltaren umstellen, weil das Naprosyn nicht mehr wirkt. Er hat ständig die Dosis erhöht, es war wirklich traurig.«

»Wie lange kannten Sie sie?«, fragte Carella.

Eine andere Möglichkeit, sie zu fragen: Wie *gut* kannten Sie sie? Er glaubte keinen Augenblick lang, dass Karen Todd irgendetwas mit dem Mord an der alten Frau nebenan zu tun hatte, aber schon seine Mutter hatte ihm beigebracht, dass jeder verdächtig sei, bis seine Geschichte aufgeklärt ist. Oder *ihre* Geschichte. Politisch korrekt müsste es wahrscheinlich sogar heißen: »Jede[r] ist ein[e] Verdächtige[r], bis seine/ihre Geschichte aufgeklärt wurde.« Idioten, die so redeten, hasste Carella noch mehr als irgendwelche harmlosen Spinner, die sich an den Dosen und Flaschen in Supermarktregalen zu schaffen machten. Wir stellen ein: eine/n Polizeichef/in.

»Seit ich hier einzog«, sagte Karen.

»Wann war das?«

»Vor einem Jahr im Oktober. Am fünfzehnten, um genau zu sein.«

Der Geburtstag großer Männer, dachte Hawes, sagte es aber nicht.

»Ich wohne jetzt seit über einem Jahr hier. Vierzehn Monate, um genau zu sein. Sie brachte mir ein Geschenk zum Einzug. Einen Laib Brot und Salz. Das soll Glück bringen. Sie stammte nämlich aus Russland. Da drüben pflegt man die alten Traditionen noch. Hier in Amerika haben wir keine Traditionen mehr.«

Falsch, dachte Carella. Wir haben Mord zur Tradition gemacht.

»Sie war da drüben ein großer Star«, sagte Karen. »Na ja, hier auch, um genau zu sein.«

Ein übler Sprachfimmel, dachte Hawes.

»Sie hat mir Geschichten erzählt, wie sie auf der ganzen Welt vor Königshäusern spielte, um genau zu sein. Sie hatte viele Erinnerungen.«

»Wann hat sie Ihnen diese Geschichten erzählt?«

»Ach, nachmittags. Wir haben dann und wann mal zusammen Tee getrunken.«

»In ihrer Wohnung?«

»Ja. Das war auch eine Tradition. Der Nachmittagstee. Sie hatte ein wunderschönes Teeservice. Ich musste eingießen, wegen ihrer Hände. Wir saßen dann da und hörten uns die Platten an, die sie aufgenommen hatte, als sie berühmt war. Und tranken Tee am Spätnachmittag. Das erinnerte mich irgendwie an T.S. Eliot.«

Mich auch, dachte Hawes, sagte aber wieder nichts.

»Als Sie sagten, Sie hätten nur gelegentlich mit ihr gesprochen«, warf Carella ein, »meinten Sie auch die Besuche in ihrer Wohnung ...«

»Ja, sicher ...«

»... bei denen sie sich gemeinsam ihre Platten angehört haben.«

»Ja. Na ja, sie war auch ein paarmal bei mir. Ich habe sie manchmal zum Abendessen eingeladen. Habe dann alles ein bisschen nett und festlich hergerichtet. Sie war allein und einsam und ... na ja, ich wollte nicht, dass sie zu früh mit dem Trinken anfängt. Abends hat sie immer ziemlich viel getrunken.«

»Ziemlich viel ...?«

»Tja ... um genau zu sein, sie fing schon morgens mit dem Trinken an. Wenn sie wach wurde. Aber abends ... na ja ... manchmal hat sie sich bis zur Bewusstlosigkeit betrunken.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Hawes.

»Sie hat es mir gesagt. Sie war sehr offen zu mir. Sie musste, dass sie ein Problem hat.«

»Hat sie irgendetwas dagegen unternommen?«

»Sie war dreiundachtzig Jahre alt. Was konnte sie dagegen unternehmen? Die Arthritis war schlimm genug. Aber sie hat auch ein Hörgerät getragen. Und in letzter Zeit hatte sie immer öfter Ohrensausen, hörte ein Läuten im Kopf und ein Zischen, wie von einem Kessel. Und manchmal ein dumpfes Dröhnen, wie von schweren Maschinen. Es war wirklich schrecklich. Sie hat mir gesagt, ihr Arzt wolle sie zur Untersuchung zu einem Neurologen schicken, aber sie hatte Angst davor.«

»Wann war das?«, fragte Hawes.

»Kurz vor Thanksgiving. Es war wirklich traurig.«

»Diese Teestunden am Nachmittag, sagte Carella, »diese kleinen Abendessen ... war sonst noch jemand dabei? Außer Ihnen und Miss Dyalovich?«

Irgendwie gefiel ihm das besser als Mrs. Helder. Auf dem Titelbild des *Time Magazine*, dachte er. Da sollte man nicht als Mrs. Helder enden.

»Nein, nur wir beide. Ich glaube nicht, dass sie irgendwelche anderen Freunde hatte, um genau zu sein. Sie hat mir einmal erzählt, alle Leute, die sie gekannt hatte als sie jung und berühmt war, seien jetzt tot. Sie hatte wohl nur mich. Und die Katze. Sie war furchtbar vernarrt in Irina. Was wird jetzt überhaupt mit ihr? Kommt sie in ein Tierheim?«

»Miss, er hat auch die Katze getötet«, sagte Hawes.

»Ach du großer Gott! Ach du großer Gott!«, sagte Karen und war dann einen Augenblick lang still. »Sie ist jeden Morgen losgegangen und hat ihr frischen Fisch gekauft, können Sie sich das vorstellen? Ganz egal, wie kalt es war, die alte Lady mit ihrer Arthritis. Irina *liebte* Fisch.«

In ihren braunen Augen standen plötzlich Tränen. Hawes wollte sie in die Arme nehmen und trösten. Stattdessen sagte er: »Hatte sie irgendwelche noch lebenden Verwandte?«

Leute, die wir benachrichtigen müssen, dachte Carella.

Fast hätte er geseufzt.

»Eine verheiratete Tochter in London.«

»Wissen Sie, wie sie heißt?«

»Nein.«

»Irgendjemand hier in den USA?«

»Ich glaube, eine Enkelin irgendwo in der Stadt.«

»Haben Sie sie mal getroffen?«

»Nein.«

»Kennen Sie zufällig *ihren* Namen?«

»Nein, tut mir leid.«

»Hat Miss Dyalovich je erwähnt, Drohanrufe oder Drohbriefe bekommen zu haben?«

»Nein.«

Zieh das komplette Programm durch, dachte Carella.

»Hat sie je jemanden vor dem Haus herumlungern sehen?«

»Nein.«

»Oder ist ihr jemand gefolgt?«

»Nein.«

»Wissen Sie, ob sie vielleicht Feinde gehabt hat?«

»Nein.«

»Hat sie sich mit jemandem häufiger gestritten?«

»Nein.«

»Hat sie sich überhaupt mal mit jemandem gestritten?«

»Nein.«

»Hat sie sich mit jemandem nicht verstanden?«

»Nein ...«  
 »Hat sie jemandem Geld geschuldet?«  
 »Nein.«  
 »Hat jemand *ihr* Geld geschuldet?«  
 »Sie war eine alte Frau, die von der Wohlfahrt lebte. Was für Geld hätte sie verleihen können?«  
 Gefeierte auf allen Kontinenten, dachte Hawes. Und endet in einem Drecksloch an der Lincoln Street und lebt von der Wohlfahrt. Nippt am Spätnachmittag Tee und Whisky. Hört sich ihre alten Achtundsiebziger an. Die Hände ganz knotig.  
 »Diese Enkelin«, sagte er. »Haben Sie sie je gesehen?«  
 »Nein, ich habe sie nie kennengelernt. Das habe ich Ihnen doch gesagt.«  
 »Ich frage Sie, ob Sie sie je *gesehen* haben. Wie sie aus der Wohnung nebenan kam? Oder im Hausflur getroffen? Hat sie ihre Großmutter jemals *besucht*, das frage ich Sie.«  
 »Oh. Nein, ich glaube, sie sind nicht gut miteinander auskommen.«  
 »Dann gab es also doch jemanden, mit dem sie sich nicht verstanden hat«, sagte Carella.  
 »Ja, aber in der Familie«, tat Karen es achselzuckend ab.  
 »Hat Ihnen Miss Dyalovich gesagt, dass sie nicht miteinander ausgekommen sind?«  
 »Ja.«  
 »Und wann?«  
 »Ach, vor zwei, drei Monaten.«  
 »Sie kam aus heiterem Himmel darauf zu sprechen?«  
 »Nein, sie hat sich beklagt, dass ihre einzige Tochter so weit weg wohnt, in London ...«  
 »Und wie kam sie dann auf die Enkelin?«  
 »Na ja, sie hat gesagt, wenn sie und Priscilla sich nur verstehen würden ...«  
 »Heißt sie so?«, fragte Hawes sofort. »Die Enkelin?«  
 »Oh. Ja. Tut mir leid. Mir fiel der Name nicht ein, bis er über meine Lippen kam.«  
 »Priscilla und weiter?«  
 »Das weiß ich nicht.«  
 »Vielleicht fällt Ihnen das auch noch ein.«  
 »Nein, ich glaube nicht, dass sie den Nachnamen je erwähnt hat.«  
 »Das werden wir aus dem Nachruf erfahren«, sagte Carella. »Heute Morgen.«  
 Es war nun genau ein Uhr.

Der Eigentümer des Schnapsladens erzählte ihnen, Samstag sei der beste Tag. Er machte am Samstagabend in der Stunde vor Ladenschluss mehr Umsatz als sonst im ganzen Jahr. Besser sei nur der Neujahrsabend, sagte



er ihnen. Noch besser war es natürlich, wenn der Silvesterabend auf einen Samstag fiel. Da konnte nichts mithalten.

»Bester Abend im ganzen Jahr«, sagte er. »Silvester könnte ich durchgehend geöffnet haben und wäre am Morgen ausverkauft.«

Es war bereits Sonntag, aber dem Besitzer des Ladens kam es noch wie Samstagabend vor. Vielleicht glaubte er sogar, es wäre noch Weihnachten, obwohl sie schon den 21. Januar schrieben. Im Schaufenster blinkte grün und rot ein kleiner Weihnachtsbaum auf. Kleine Ausschneidefiguren aus Pappe hingen an der Decke und wiederholten endlos: MERRY CHRISTMAS. Auf Tischen und Theken standen noch Schnapsflaschen in Geschenkverpackung.

Der Ladenbesitzer hieß Martin Keely. Er war um die achtundsechzig, neunundsechzig Jahre alt, ein kleiner, stämmiger Mann mit einer Trinkernase und dazu passenden Hosenträgern. Er unterbrach immer wieder ihr Gespräch, falls man es so nennen konnte, um Kunden zu bedienen. Zu dieser Nachtstunde verkaufte er hauptsächlich billigen Wein an Penner und Bettler, die mit ihren Tageseinnahmen herein trotteten. Diese Stadt wurde nach Mitternacht eine ganz andere. Man sah andere Leute auf den Straßen und in den Bars und Clubs, die noch geöffnet hatten. In den U-Bahnen und Taxis. Eine ganz andere Stadt mit ganz anderen Menschen.

Einer von ihnen hatte Svetlana Dyalovich ermordet.

»Wissen Sie noch, wann sie hier war?«

»Gegen elf.«

Was mehr oder weniger hinhaute. Der Portier hatte angegeben, die Schüsse um zwanzig nach elf gehört zu haben. Der Hausmeister hatte fünf Minuten später die Polizei angerufen.

»Was hat sie gekauft?«

»'ne Flasche Four Roses.«

Genau die Flasche, die zu Boden gefallen war, als jemand sie erschoss.

»Wie teuer war sie?«

»Acht Dollar und neunundneunzig Cents.«

»Wie hat sie bezahlt?«

»Bar.«

»Passend?«

»Was meinen Sie damit?«

»Hat sie Ihnen *genau* acht Dollar und neunundneunzig Cents gegeben?«

»Nein, sie gab mir 'nen Zehner. Ich hab ihr das Wechselgeld rausgegeben.«

»Was hat sie mit dem Wechselgeld gemacht?«

»In das kleine Portemonnaie gesteckt, das sie dabei hatte. Sie nahm einen Zehner aus dem Portemonnaie und gab ihn mir. Ich hab ihr einen Dollar und einen Cent rausgegeben. Sie hat das Geld in das Portemonnaie gesteckt.«

»Den Dollar auch in Münzen?«

»Nein, der Dollar war ein Schein.«

»Und Sie sagen, sie hat das Wechselgeld in ihre Handtasche gesteckt?«  
»Nein, sie hat es in ihr Portemonnaie gesteckt. Ein kleines Portemonnaie. Für Wechselgeld. Mit so einem kleinen Schnappverschluss oben, den man mit Daumen und Zeigefinger öffnet. Ein Portemonnaie, verstehen Sie?« Er schien sich übermäßig aufzuregen. »Wissen Sie nicht, was ein Portemonnaie ist? Ein Portemonnaie ist keine Handtasche. Ein Portemonnaie ist ein Portemonnaie. Kann denn keiner in dieser Stadt mehr ein Portemonnaie von einer Handtasche unterscheiden?«

»Wo hat sie das Portemonnaie hingesteckt?«, fragte Carella ruhig.

»In ihre Manteltasche.«

»Vom Nerzmantel«, sagte Carella und nickte.

»Nein, sie hat keinen Nerzmantel angehabt. Sie hat einen Stoffmantel getragen.«

Die Detectives sahen ihn an.

»Sind Sie sicher?«, fragte Hawes.

»Hundertprozentig, Einen abgetragenen blauen Stoffmantel. Und ein Kopftuch. Aus Seide, glaube ich. Was auch immer. Hübsch. Hat aber auch schon bessere Tage gesehen.«

»Einen Stoffmantel und ein Seidenkopftuch«, sagte Carella.

»Ja.«

»Sie sagen also, als sie gestern Abend um elf Uhr hier hereinkam und ...«

»Nein, das sage ich überhaupt nicht.«

»Sie sagen, sie hat *keinen* Stoffmantel und *kein* Seidenkopftuch getragen?«

»Ich sage nicht, dass sie gestern Abend um elf hier war.«

»Wenn nicht um elf, wann dann?«

»Oh, es war schon elf, klar. Aber elf Uhr gestern *Morgen*.«

Sie fanden das kleine Portemonnaie in der Tasche eines blauen Stoffmantels, der im Schlafzimmerschrank hing.

Es waren ein Dollar und ein Penny darin.

**Ende der Leseprobe. Sie möchten das Buch kaufen?**

**Klicken Sie bitte [hier](#).**

**Besuchen Sie CulturBooks im Internet:**

[www.culturbooks.de](http://www.culturbooks.de)

[www.facebook.com/CulturBooks](https://www.facebook.com/CulturBooks)

[twitter.com/CulturBooks](https://twitter.com/CulturBooks)

[plus.google.CulturBooks.com](https://plus.google.com/CulturBooks.com)

**Newsletter**

Gern informieren wir Sie über unsere Neuerscheinungen und aktuelle Aktionen:

[CulturBooks/Newsletter](#)